

„Schnäggäsirüp“ und „Schtränzä“-Schnaps, altbewährte Heilmittel

Von Walter Bär-Vetsch, Altdorf

Der Bevölkerung standen bis Anfang des 20. Jahrhunderts für die Behandlung der vielfältigen Krankheiten verschiedene Behandlungswege offen. Wohl gab es damals wenig Ärzte. Doch dies war nicht der Hauptgrund, warum das Volk vorerst vielfach an traditionellen Heilmethoden festhielt.

Um 1900 waren in Uri nur sechs Hausärzte tätig, davon fünf in Altdorf und einer in Andermatt. Für die Bevölkerung war wegen der damaligen Verkehrsmittel ein Arzt selten und schwierig zu erreichen, vor allem im mittleren Reusstal und in den Seitentälern. Doch die Patienten oder ihre Angehörigen beanspruchten damals bei der Behandlung von Krankheiten eh nicht primär die ärztliche Hilfe. Die Selbstbehandlung bestimmte die Gesundheitsversorgung. Zuerst bediente man sich der altbewährten Hausmittel, eines medizinischen Ratgebers, dann vielleicht religiösen oder abergläubischen Heilmethoden. Erst wenn dies nichts nützte und auch der Gang zu einem Heilkundigen im Dorf nicht mehr fruchtete, dachte man daran, einen Arzt beizuziehen.

Selbstbehandlungen

Ob reich oder arm, bis ins 20. Jahrhundert hinein versuchten die Patienten ihre Beschwerden zuerst mit Selbstbehandlungen zu kurieren. Eine Krankheit wurde vorab in der eigenen Familie diskutiert. Verwandte und Freunde wiesen auf bewährte Heilmethoden oder wirksame Heilmittelchen hin, die in ähnlichen Fällen geholfen hatten.

Die Bevölkerung wandte die Selbstkuren zur Schmerzlinderung und Heilung, aber auch als präventive Massnahme an. Schröpfen, Aderlassen und Purgieren waren gängige Methoden, um das Gleichgewicht zwischen Blut, Schleim, gelber und schwarzer Galle im Körper wieder herzustellen. Das Schröpfen sollte überflüssige Körpersäfte abführen. Ein spezielles Glas wurde erhitzt und an den Körper angesetzt. Der beim Abkühlen entstehende Unterdruck sollte die schädlichen Stoffe ableiten. Mit dem Aderlass wurden allfällige Blutstockungen und -stauungen behoben. Er wurde fast bei allen Krankheiten eingesetzt, wie gegen heftigen Zorn, Furunkel, Krätze, Epilepsie, Zahnschmerzen, Rheumatismus, heftige Kopfschmerzen, verlorene Esslust, Blähungen in der Schwangerschaft, hysterische Anfälle, Schnupfen und auch nach starken körperlichen Anstrengungen. Auch Gesunde liessen sich oft mehrmals jährlich zur Ader, um Krankheiten vorzubeugen. Magen und Verdauungstrakt hingegen wurden purgiert. Durch die Verabreichung von Brechmitteln oder die Anwendung von Klistieren sollte eine Reinigung des Körpers geschehen, um das Wohlbefinden wieder herzustellen.

Das Urner Volk kannte Rezepte, die nirgends aufgeschrieben, die aber von Mund zu Mund weitergegeben und nach Belieben abgeändert wurden. Ja, vielleicht erfand man sie sogar von Fall zu Fall neu. So sagte man, Honig, Harz und Agathamehl hätten die Eigenschaft, Eiter aus einer Wunde zu ziehen und diese dadurch zu reinigen. Nussbaum- und Kabisblätter sollten bei Brustleiden helfen. Gesegnetes Wasser oder Kirsch auf die Augenlider gestrichen, gäbe einen scharfen Blick. Das Trinken von Gämsblut machte den Jäger schwindelfrei und scharfsichtig. Bei tränenden Augen half ein aufgebundener Holunderschwamm. Bei Zahnweh schob man sich eine Knoblauchzehe in den äusseren Gehörgang. Ohrenkrankheiten wurde mit gesegnetem Öl zu Leibe gerückt. Stechpalmen, Hagenbutten und Brennesseln, alle als Tee verabreicht, wirkten gegen Lungenleiden, rote Randen gegen Lungenblutungen. Lungenkatarrh löste sich in einem Absud von nackten Waldschnecken in Zucker und Wein, dem so genannten „Schnäggäsirüp“, oder aber auch mit einem Absud von Räben. Roter Holunder heilte Lungenerkrankungen, gegen Lungentuberkulose ass man Hundefett und Hundefleisch. Gegen Keuchhusten half Kuhmisttee. Petrol galt, innerlich eingenommen, im Schächental noch lange als bewährtes Allheilmittel. Um die Krätze, eine weit verbreitete parasitäre

Hautkrankheit, zu vertreiben, musste man vor Sonnenaufgang in einem fließenden Gewässer baden und dann auf die wunden Stellen eine Salbe aus Schweinefett und Schiesspulver auftragen. Eine mit Kuhschmalz gekochte Salbe vertrieb Kopfausschläge. Als blutstillendes Mittel bei Verwundungen brauchte man Essig oder Branntwein, oder man belegte die Wunde mit Zündschwamm (an Bäumen wachsender Pilz, zum Anzünden von Feuer gebraucht), mit Spinnmückengarn, mit feiner Erde oder gar mit Waldmoos. Bei eitrigen Wunden legte man warmem Kuhmist auf. Wenn man sich mit rostigen Gegenständen verletzt hatte, half eine Wundbehandlung mit Urin, am besten Nachturin. Fussgeschwüre pflegte man dagegen mit Huflattichblätter. Bei Nasenbluten wurde hauptsächlich die „Nünhäliwurzel“, die Wurzel von Allermannsharnisch, verwendet. Sie galt als blutstillend, wurde vorbeugend in der Tasche getragen und bei Blutungen in die Hand genommen.

Dem Schnaps schrieb der Urner ganz spezielle Eigenschaften zu. Er rieb sich hochgradigen „Träsch“ (Obsttrester) ein. Dies stärkte die Glieder und schützte gegen Rheuma, Hexenschuss und Arthritis. Besonders geeignet war dazu der Vorschuss-Schnaps. Allgemein galt der Schnaps als wirksames Abwehrmittel gegen Krankheiten aller Art, denn er „tötet die Bazillen“! Früher verstand man es denn auch ausgezeichnet, die unterschiedlichsten Schnäpse und Liköre selber anzusetzen und zu brauen. „Schtränzä“-Schnaps war ein ausgezeichnetes Mittel gegen Magenverstimmungen und Bauchweh. Das „Wirznä“, das Wurzelausstechen, war eine Tätigkeit, mit der sich sogar gut Geld verdienen liess. Die Bristner Bauern gruben früher im Hochsommer Unmengen dieser begehrten Wurzeln aus, trockneten sie und verkauften sie an Händler. Den „Schtränzä“-Schnaps bereitete man sich auch für den Hausgebrauch zu. Man schälte die Wurzeln, raffelte sie und legte sie in Schnaps ein. Wenn ein Kind krank war, raffelte man die Wurzeln in Milch, liess diese aufkochen und gab sie ihm als „Schtränzä“-Milch gegen die verschiedensten Krankheiten zu trinken. Auch verspeiste man „Schtränzä“-Blätter oder tauchte sie in einen Pfannkuchenteig und buk sie schwimmend („Schtränzä-Mysli“). „Ässet Änzä, Schtränzä, Bibernell und bäjets Brot, so schtärbäd iär nid am Bylätod!“ soll in der Pestzeit ein altes Mütterchen in Unterschächen seinen Mitbürgern zugerufen haben.

Bei der Wahl der Heilmittel aus der Tier-, Pflanzen- und Mineralienwelt half damals die Signaturenlehre. Ähnliches mit Ähnlichem zu heilen wurde bereits im Altertum angewandt und war im späten Mittelalter im Denken stark verbreitet. Auch der Urner wand in seinen Heilverfahren Mittel an, die nach seiner Vorstellung der Form der erkrankten Organe entsprachen. Gequetschte Weinbergschnecken waren nach dem Glauben des Urners ein vorzügliches Augenmittel. Er liess sich bei Entzündung seiner Augen eine gequetschte Weinbergschnecke aufbinden, aber samt dem Häuschen. Die Schnecke mit den Windungen ihrer Schale glich für ihn entfernt dem Kreis der Pupille und dem Ring der Iris. Auch Eiweiss galt als vorzügliches Augenmittel und wurde für Umschläge verwendet, weist doch ein Ei mit seinem Dotter und Eiweiss grosse Ähnlichkeit mit einem menschlichen Auge auf. Nur „Freschämalter“ (Froschlaich), leider nur im Frühjahr erhältlich, schätzten die Urner dem Ei an Wirksamkeit weit überlegen, denn jedes einzelne seiner Eier gleicht dem Auge zum Verwechseln. Am wirksamsten aber war das Aufbinden einer „Dottermähre“ (Froschweibchen), die kurz vor dem Laichen stand, denn sie trug in ihrem Leibe die gesuchte Medizin gleichsam in reinsten Form. Bei Brandwunden wurden die Blumenblätter der Feuerlilie und die Blüten der gelben Gilge aufgelegt, da sie ein wunderbares Abbild einer Flamme zeigten. Um die Gelbsucht zu heilen, trug man so viel grün-gelbes Schöllkraut in den Schuhen, wie darin Platz fand. Wurzeln von Steinbrech, in die Zähne gelegt, sollten wirksam gegen Zahnweh sein. Diese Wurzel sollte den bösen Störenfried vernichten und auseinander sprengen, wie sie in der Gand die harten Steine sprengt. Einer blutarmen Frau wurde Tee aus den Sprossen der Eberesche zum Trinken verabreicht, damit ihr Blut wieder so rot und gesund wurde wie deren korallenrote Beeren. Ein Kranker sollte nicht so bleich wie eine Mistelbeere aussehen; deshalb wählte man als Gegenmittel die Blätter der Mistel, weil diese Pflanze die durchsichtigste und farbloseste Frucht des Bergwaldes trägt. Die Wahl der Mittel war nicht nur bestimmt durch das Aussehen, sondern auch durch den Geruch und vom Gehör her. Daher nahm man beispielsweise einen Räbenabsud gegen Brustkatarrh. Ein Katarrh durfte nicht verhocken, er musste sich lösen, was sich gelegentlich in einem Rasseln kundtut. Und die Räben verursachten beim Sieden ein eigentümlich schnarchend-blasendes Geräusch. Man

bezeichnete auch umgekehrt im Volk das Schnarchen als Rübensieden, nicht das schöne, sonore Nasenschnarchen, sondern das tiefe Halsrasseln.

Den Flöhen rückte man mit Farnkräutern zu Leibe, weil die Farnsporen Form und Farbe dieser lästigen Quälgeister wiedergeben; den Darmwürmern mit Russ, auf dass sie sich darin verkriechen und verfangen sollen, wie die Regenwürmer in der schwarzen Erde. Holunderzweige halfen gegen Rheumatismus. Dem Rheumatiker fehlte es nämlich in den Knochen. Die Holunderzweige wurden also geschält, bis sie mit ihrem weissen Holz und dem reichlichen Mark den Röhrenknochen glichen. Die grüne Aussenschicht wurde zerquetscht und als Brei auf die erkrankten Glieder gelegt. Schafanken, also die Butter aus der Schafmilch, war als Haarwuchsmittel sehr gefragt, führte er bei den Menschen doch zu den begehrten „Chrüseli“, gleich der dichten wolligen Locken des Schafs. In vielen dieser Mittel, die sich den damaligen Leuten durch eine bestimmte Signatur anboten, wurden tatsächlich und wissenschaftlich unwiderlegbar Heilkräfte gefunden. So galten früher der Fingerhut, die Meerzwiebel und das Maiglöckchen, deren Blüte, Blatt, Frucht oder Knolle die Form eines Herzens aufweist, als Heilmittel gegen Herzbeschwerden. Später ist es der Wissenschaft gelungen, aus diesen Pflanzen Stoffe zu gewinnen, die unzweifelhaft positiv aufs Herz wirken.

Medizinische Ratgeber

Heilkundige Schriften, die auf dem Markt als medizinische Ratgeber erhältlich waren, boten unzählige Heilmittel und Heilmethoden an. Sie enthielten Kräuterrezepte gegen vielfache Leiden. Doch sie führten auch Hausmittelchen und Heilmethoden gegen die unmöglichsten Gebrechen auf, die heute magisch anmuten und sich mit dem damaligen Aberglauben begründen. Bei vielen handgeschriebenen Rezepten fügte der Schreiber am Schluss die bekräftigenden Worte „Probatum est!“ hinzu, fast wie um sich selber im Glauben zu bestärken, dass es tatsächlich etwas Wirksames sei.

So waren auch in der Innerschweiz unter andern die Rezepte aus dem „Sechsten und Siebten Buch Mosis“, aus dem „Romanus-Büchlein“ und aus den Ratgebern „Die Kräfte von Ungeziefer“, „Das Geistliche Schild“ oder „Der wahrhaft feurige Drachen“ bekannt. Solche Rezeptbücher, die teilweise aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammten, enthielten nebst medizinischer Hilfe auch magische Anweisungen, Schutzformeln und Bannsprüche zur Bekämpfung böser Geister. Wegen der Nähe zur Hexerei verbot die Kirche diese abergläubischen Schriften teilweise. Dennoch spielten sie im Volksglauben als Schutz gegen allerlei Krankheiten eine besondere Rolle. Um die Gelbsucht zu vertreiben, sollte man den eigenen Urin auf ein reines leinenes Tuch lassen und dieses zum Trocknen in die Luft hängen. Damit man die Krankheit schnell und für immer verlor, war diese Prozedur so oft zu wiederholen, bis das Tuch ganz gelb war. Warzen sollte man mit frischem Speck eines soeben geschlachteten Schweins einreiben und ihn nachher in der Erde vergraben. Wenn der Speck verfault war, fielen auch die Warzen ab. Nach einem Schlaganfall war der leidende Körperteil mit einem mässig erwärmten Magnet öfters zu bestreichen. So liess sich die Lähmung nach und nach beseitigen. Gegen den Wadenkrampf sollten wollene scharlachrot-farbige Strumpfbänder getragen oder die Kniescheibe eines Hasen ans betroffene Bein gebunden werden. Die kahle Stelle mit Hundsmilch benetzt, brachte bald den schönsten Haarwuchs hervor. Um sich vor Gicht und Rheumatismus zu schützen oder sich davon zu befreien, empfahl das Sechste und Siebte Buch Mosis, drei Rosskastanien im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und es heiligen Geistes möglichst nahe am blossen Leib zu tragen. Das Rezeptbuch „Wahrhaft feuriger Drachen“ verschrieb hingegen, bei Gicht Geissbutter in der Pfanne vergehen zu lassen, darin Kuhkot zu rösten und die Masse, auf einem Tuch gestrichen, auf die schmerzende Stelle zu legen. Solche Ratgeber halfen nicht nur bei medizinischer Not, sondern auch, um die Liebe jedes beliebigen Frauenzimmers zu gewinnen, ein Haus vor Pest, Seuchen und Ungewitter zu bewahren, böse Geister und Gespenster aus einem Haus oder Menschen zu bannen, einen angenehmen Traum zu haben, die Läuse aus Kleidern zu vertreiben und dass die Kuh das nächste Mal ein Kuhkalb warf.

In der Pfarrbibliothek in Bürglen befindet sich ein kleines in Leder gebundenes Bändchen, das über zweihundert handschriftliche Rezepte für Wundermittelchen gegen die verschiedensten Beschwerden enthält. Es entstand um 1720 von einem heute unbekanntem Verfasser (im

Pfarrhof von Bürglen gesammelt oder aus dem Nachlass eines Urner Arztes) und wurde angelegt, um dem Menschen, „der Gebein gross und klein 219, Zähn 32, Aderen 300 und am ganzen Leib umb und umb 533 hat“ von Krankheiten zu befreien. Danach half man sich „für verfrorene Glider: Recipe Harn von einem jungen Knaben, gesunden, nach deinem Gefallen, side disen bis er wie ein Salz wird, nimmb den Milchling von einem Häring und machs darunder zu einem Pflaster, streiche es auf ein Tuoch, lege es über so warm wie möglich zu erleyden, so kombt das Glid wider zurecht.“ Das Bürgler Rezeptbüchlein half auch bei Durchfall und Verstopfung: „Für den Bauch- oder Durchlauf: Recipe ein Stuck frischen Stachel, mach ihne glüend heiss, lösche ihne ab in der Milch und isse sie also warm. Hilft.“ An gleicher Stelle wird Folgendes geraten: „Für die Wind. Nimbe drei oder vier Tropfen Citronenöl und trink selbes. Item. Kümme in Bratenwein gebeitzt und nach Not davon eingenommen.“ Gegen die Verstopfung empfiehlt das Büchlein: „Den Stuhlgang zu befördern, wan sonsten nichts helfen will. Bereite ein alte, schwarze Hennen als wan du sie braten oder kochen solltest. Nimb dan ein Lot Sennenbletter und so vil Rosinlin, tue es in ein Säcklin und stoss es dann in das Huon, und koche es dan solang, bis es voneinanderen zerfallet, trinke von selbiger Brüön, so wirst du gleich Kraft und Nutzen erfahren, ist auch über alle Clistierung. Probatum est!“ Das Bürgler Rezeptbüchlein wusste nicht nur für jedes kranke Organ ein Heilmittel, sondern beschrieb auch, wie man aus dem Urin den Gesundheitszustand bestimmen konnte. Man musste den Harn um zwei Uhr nach Mitternacht in einem sauberen Geschirr abfangen: „Ist das Wasser gälb gleich, so mag der Mensch wohl essen und deüwen. Ist der Harn bleich wie Eschen oder schwarz, so ist es tödtlich. Ist der Harn schwarz von einer Frauwen, so hat sie die Menstrua zu vil. Wan der Harn ist wie bleifarb, bedeüet es die Wassersucht, und tödtlich. So ein dauber Mensch ein bleifarben Harn (hat), ist tödtlich. Wan der Harn weiss und dick, so ist der Mensch flegmaticus, der hat des Bluots zu vil und schwitzet gern. Ist der Harn dün und weiss, so ist der Mensch melanconisch, der hat des Bluots zu vil. Ist der Harn rot und dick und vil, so ist ihme die Lungen zerbrochen.“

Grosse Bedeutung hatten auch die Jahreskalender, die angaben, an welchen Tagen man am besten zur Ader liess, schröpfte, Einläufe verabreichte, Pillen schluckte oder die Haare schnitt. In ihrer handlichen Form waren sie sehr verbreitet. Umfangreicher war das so genannte Hausarznei- oder Hausvaterbuch. Es richtete sich an den Hausvater, d. h. den Vorsteher des Hauses, der für seine Familie und das Gesinde zu sorgen hatte. Nicht zu verschweigen, dass solche Ratgeber die Quacksalberei förderten.

Segenssprüche

Bei der Heilung der Krankheit oder Vertreibung der Schmerzen halfen auch Segenswünsche. Bei Warzen oder Zahnweh (beim Vieh gegen Blähungen, Wildwürzen und dergleichen) musste dreimal der Segen gesprochen werden, während man die schmerzende Stelle mit dem Finger rieb: „Ich überschlage meine Hand mit meinem goldenen Ring, dass die Warze (oder das Blähen usw.) sich entferne, wenn's der Wille Gottes ist. Im Namen der hochheiligen Dreifaltigkeit, im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes. Amen. Zum Schlusse mussten sieben Vaterunser gebetet werden.

Beim Nasenbluten wurde dreimal nacheinander gesprochen: „Hier ist Christus Grab, wo die drei Ilgen darauf stehen. Die erste heisst Juget, die zweite heisst Tuget, die dritt heisst Drubalo. Blut stand still, wie's die drei allerheiligste Dreifaltigkeit will: Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilig Geist. Amen!“

Wunderheiler

Bis Anfang des 20. Jahrhunderts und darüber hinaus hatte in Uri fast jedes Dorf einen Heilkundigen, zu dem viele bei Krankheit ihre erste Zuflucht nahmen. Sie hatten den Ruf, mehr als andere zu können. Allein die Quacksalber und Scharlatane unter ihnen begnügten sich mit Handauflegen, verschrieben qualvolle Kuren und bedienten sich der Waffensalbe, mit der nicht nur die Waffe, sondern auch eine blutende Wunde eingerieben wurde. Für einen medizinischen Rat ging man auch über die Kantons Grenzen hinaus. Von den Isentalern wird berichtet, dass sie bei Unpässlichkeiten des öftern einen „Türrlidoktor“ in Unterwalden, Kaspar Josef Christen in Wolfenschiessen, aufsuchten. Die Schächentaler, vor allem die Älpler auf dem Urnerboden, beriefen sich auf Doktor Hans Tüet aus Glarus, dem sie die Fähigkeiten

nachsagten, mehr als ein gewöhnlicher Arzt zu können. Die ausserkantonalen Konsultationen bei ihm stiessen damals den Urner Ärzten auf und sie versuchten, ihn zu blamieren. Sie schickten aus Jux einen Jüngling mit dem Wasser einer „Fiilimäärä“ (Stute mit Fohlen oder kurz vor dem Werfen) zu ihm, liessen fragen, was dieser Frau fehle, und baten um eine Medizin. Doktor Tüet betrachtete das Wasser. Dann verpackte er ein Bündelchen Heu und Hafer schön in ein Papier, gab es dem Boten mit den Worten: „Säg däheimä, sy selled dä seelig Dummheitä nimmä mächä! D' Narrä syget im Üernerland, nit z' Glaris unnä. Gänn d iähr dära Fiilimäärä brav Haber und guets Heiw.“ Die Urner Missetäter mussten Doktor Tüet Heu und Hafer teuer bezahlen. Auch der so genannte Flotteri in Schwyz, wohl eher ein Viehdoktor, war in Uri als „Wasserkenner“ bekannt. Dabei untersuchte er nicht nur den Urin der Tiere; er konnte auch aus dem menschlichen Harn Gebrechen lesen.

Doch ein „Hölzidokter“ brauchte durchaus kein Scharlatan oder Quacksalber zu sein. Einigen wurden tatsächlich Fähigkeiten zugeschrieben, Krankheiten der Menschen und des Viehs durch Besprechung zu heilen. Die meisten von ihnen wirkten in der Stille und wurden von Mund zu Mund weiterempfohlen. So wusste der damalige Hausarzt Dr. Karl Gisler zu berichten, dass einst auf dem Urnerboden mehrere Kühe an Wild- und Zwangswürzen, ein Gewächs zwischen den Klauen des Rindviehs, das die Tiere schmerzte und am Laufen hinderte, erkrankten. In seiner Not liess der Bauer einen Bekannten kommen, der mit Erfolg derartige Besprechungen besorgte. Dieser kniete nieder, rieb die Warzen mit dem Finger, dabei leise sprechend und betend. Am andern Tag waren die Wildwürzen verschwunden, die Tiere konnten wieder gehen.

Auch die Pfarrerherren und Kapuziner genossen bei der Behandlung von Krankheiten besonderes Ansehen und Vertrauen. In Pfarrhäusern gab es Hausapotheken, in Pfarrgärten wurden verschiedene Heilkräuter gepflanzt. Kam ein Ratsuchender, konsultierten die Pfarrerherren ihr Kräuterbuch und verschrieben das entsprechende Heilkraut. An die Kapuziner wandten sich die Leute vor allem bei seelischen Gebrechen.

Früher war die Fähigkeit, vielleicht auch die Bereitschaft, Schmerz zu ertragen, möglicherweise grösser als heute. Es gehörte zur bäuerlichen Eigenart, das eigene Leiden als gering zu achten; man wollte nicht als wehleidig gelten. Doch wenn sich trotz aller bisheriger Hilfe eine Krankheit zusehends verschlimmerte, entschlossen sich die Leute zum Arztbesuch. Der Arzt sah dann, dass die Krankheit schon mehrere Tage lang behandelt wurde, obwohl die Patienten ihm dieselbe als von zwei, höchstens drei Tagen oder gar von der letzten Nacht angaben und ihm ihre Selbstkuren verschwiegen. Doch es gab auch Patienten, die den Arztbesuch scheuten und lieber in einem luftlosen Loch, ohne Pflege und rechte Hilfe, dahinvegetierten.

Religiöse und abergläubische Heilmethoden

Bis ins 20. Jahrhundert führte auch die hiesige Bevölkerung Krankheiten nicht nur auf physische und damit fass- und behandelbare Ursachen zurück, sondern auf das Wirken von Krankheitsdämonen und Zauberhandlungen feindlich gesinnter Menschen und Mächte, ja sogar auf die Strafe Gottes. Dementsprechend verbreitet waren magische Heilkonzepte: Wurde die Krankheit auf einen Dämon zurückgeführt, war die Heilung darauf ausgerichtet, diesen wieder aus dem Körper des Kranken oder seiner Umgebung zu vertreiben. War sie durch den Schadenzauber eines feindlich gesinnten Menschen entstanden, half ein Gegenzauber, der den auf dem Kranken lastenden Fluch wirkungslos machte. Mit der Hilfe besonders befähigter Heiler, durch Meditation, magische Handlungen und die Anrufung mystischer Ahnen versuchte man, das seelische Gleichgewicht der Kranken wieder herzustellen. Man suchte mythische Wirkungsstätten auf, um sich dort Kraft und Beistand zu holen. Im Volksglauben und in der Volksmedizin waren Magie und Religion kaum zu trennen. Bei psychischen Krankheiten überwog der Anteil des Magischen, bei gut erforschten Krankheiten und Seuchen standen die wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisse der Medizin im Vordergrund. Ausgewählte Beispiele zeigen, wie man damals mit magischen Heil- oder religiösen Schutzritualen Krankheiten bekämpfte.

Gegen Fieber gab es ein einfaches Mittel. Man schrieb auf ein Stück Papier „Fieber, bleib aus, bin nicht zu Haus!“, steckte den Zettel irgendeiner Person in die Tasche ... und war vom Fieber

befreit. Schnupfen glaubte man durch Übertragung auf andere loswerden zu können, indem man jemandem in die Schuhe schnäuzte. Berührte man die Hand eines Toten, konnte man Warzen loswerden. Machte man in eine Weidenrute so viele Schnitte als man Warzen hatte und steckte sie in den Dorfbrunnen, so übertrugen sich die Warzen auf denjenigen, der die Rute herauszog. Auch das Bestreichen mit Pferdegeifer galt als Rezeptur gegen Warzen. Genauso wirkungsvoll galt das vom Maul des Pferdes ablaufende Wasser, nachdem man das Tier zuerst mit reinem Hafer gefüttert und dann zur Tränke geführt hatte. Eine andere Heilmethode gegen Warzen war das Einknoten: Man machte in eine Schnur so viele Knöpfe wie man Warzen hatte und liess sie auf einem Weg liegen. Wer die Schnur fand und aufnahm, bekam die Warzen. Auch das Abwaschen der Warzen, im besonderen das Abwaschen während des Grabgeläuts oder beim Vorbeiziehen eines Leichenzuges, häufig verbunden mit einem Heilspruch, gehörte zu den geläufigen Heilprozeduren („Äs littät innärä Liich iz Grab, i wäschä mini Wärzä ab.“). Als häufiges Warzenmittel kannte man Schnecken, am besten Waldschnecken. Man rieb sie auf die Warze, band sie darauf oder liess sie einfach darüber kriechen. Der abgesonderte Schleim sollte die Warze zum Verschwinden bringen. Doch half es nur, wenn man die Prozedur im abnehmenden Mond vornahm. Die Schnecke durfte man nicht suchen, man musste sie zufällig finden. Um eine richtige Wirkung zu erzielen, spieß man die zum Vertreiben der Warzen gebrauchten Schnecken nachher an einem Dorn auf. Gegen Schwindel steckte man eine Zwiebel in die Tasche und gegen Krämpfe trug man ein Amulett auf sich. Das Nasenbluten hörte auf, wenn man einen Strohalm nahm, daraus ein Kreuz machte und einen Blutropfen darauf fallen liess. Wenn eine schwere Krankheit ein Kind befiel, so legte man es an drei aufeinanderfolgenden Freitagen um Mitternacht im Stall in eine Futterkrippe und liess die Krankheit von den Kühen ablecken.

Plagte einen das Seitenstechen, so hob man einen Stein auf, spuckte ihn an und legte ihn wieder auf den Boden zurück. Diese Heilmethode half aber nur, wenn man den Stein ohne zu atmen und mit gestreckten Beinen aufhob und ihn auf der stechenden Seite neben dem Schuh, mit der feuchten Seite nach unten, zurücklegte. Lag er am Boden, trat man zur Heilung noch einmal auf ihn. Nach anderer Überlieferung sollte man den mit geschlossenen Augen angespuckten Stein rückwärts, ohne zurückzuschauen, fortwerfen. Häufig empfahl ein Quacksalber auch, bei stechenden Schmerzen Umschläge mit Mist oder heisser Asche aufzulegen.

Heilung von Epilepsie erhoffte man, wenn man einem Toten das getragene Hemd eines Epileptikers in den Sarg legte. Das Schlucken eines lebenden Frosches und das Einnehmen eines zu Mehl verriebenen Schneckenhäuschens, aufgelöst in kaltem Wasser, brachten angeblich auch merkliche Besserung. Verwundungen am Arm bekämpfte man, indem man eine Kartoffel in die Achselhöhle legte und den Arm fest gegen den Oberkörper drückte. Nicht heilende Wunden bestrich man mit Schreinerleim, mit Eiweiss, mit gemahlenem Kaffee, mit Holzmehl, mit Salz oder mit Zucker. An Heilung glaubte man auch, wenn man auf eine blutende Wunde einen Büschel Haare, ein Wespennest oder ein Stück Zeitungspapier mit fetten Buchstaben – Druckerschwärze stillte angeblich das Blut – legte. Gegen Zahnschmerzen musste man während der Messe die Zähne zusammenbeißen, dann einen Spruch sagen. Oder man ass vorbeugend ein Stück Brot, an welchem eine Maus genagt hatte, und bekam nie mehr Zahnweh. Ebenso half gegen Zahnschmerzen, mit der Zunge im Mund ein Kreuz zu machen. Wer sich seine krankhaften Zähne mit dem Zahn eines Toten einrieb, brauchte danach nie mehr einen Zahnarzt.

Bei einer säkularisierten Auffassung nannte man eine Krankheit einen bösen, unvermeidlichen Schicksalsschlag. Doch für viele der damaligen Zeit war die Krankheit meist eine auferlegte Prüfung, eine Strafe Gottes oder ein Zeichen von Gottes Liebe („Wen Gott liebt, den züchtigt er.“). Entsprechend standen neben den magischen Praktiken und volksmedizinischen Rezepten der Glaube im Vordergrund. Dort, wo man Krankheit als göttliche oder dämonische Heimsuchung verstand, versuchte man, ihr durch den Glauben zu begegnen (Gebet, Rituale, Hoffen auf Wunder). Hier bestand ein fließender Übergang zwischen Glaube und Aberglaube. Man konnte sich vor Krankheit schützen, indem man irgendeinen Stein oder eine Handvoll Erde oder Asche von einem heiligen Ort auf sich trug. Wallfahrer schabten Staub von der Heiligengruft, trugen ihn in Gläsern mit sich fort und glaubten, damit gesund zu werden. Auch Schabfiguren – tönerner Nachbildungen des Gnadenbildes – waren ausserordentlich begehrt

und fanden weite Verbreitung. Die Gläubigen brauchten diese Figuren in hoher Not und nahmen bei Krankheit das von ihnen abgeschabte Pulver ein. Als heutige Kuriosität galten die damaligen „Äss-Bildli“ (oder Frässzäadel“), ganze Bogen mit lithographischen kleinen Heiligenbildchen, die man an Wallfahrtsorten kaufte und von der frommen Reise mit nach Hause brachte. Bei Krankheit schnitt man sich eines dieser Bildchen ab und ass das gesegnete Papierchen, ja man gab sie bei Bedarf auch dem Vieh zu fressen. Nun, wenn das Äss-Bildli, das Pulver der Schabfiguren oder der Zauberspruch nicht halfen, so half vielleicht der Glaube daran!

Auch dem Wasser schrieb das gläubige Volk eine heilkräftige Wirkung zu. Mit besonderem Zutrauen, ja gerade mit religiöser Andacht, tranken viele Leute vom Quellwasser, das bei der Maria-Hilf-Kapelle auf dem Schranken im Riedertal der Erde entquillt. Es sei ein besonders gesundes, „g’heiligts“ Wasser, ja, ein Trunk davon sei mit Ablass oder geistigen Gnaden verbunden. Zur Kapelle wallfahrte man gegen Eissen, Hautausschlägen, unreinem Blut und ähnlichem. Als Opfergabe warf man einen Riedbesen in den Brunnen.

Man pilgerte damals bei Krankheit nicht nur zu markanten Steinen und „heiligen“ Wassern, sondern erhoffte sich mit einem Bittgang in eine nach einer Märtyrerin oder eines Märtyrers benannten Kapelle Hilfe. Besonders beliebt war bei Zahnschmerzen der Gang zu einem „Zändwehchäppeli“, von denen es im Kanton Uri mehrere gab, so zum Beispiel Kapelle an der Klausenstrasse bei Trudelingen. In dieser Kapelle opferte man in Wachs geformte einzelne Zähne und Zahnreihen aus Holz, um die Zahnschmerzen loszuwerden. Oder man brachte die herausgebrochenen Zähne in die Kapelle, reihte sie auf Schnüren und hing sie als Zeichen für die erlangte Heilung zu den Votivtafeln. Mit dem Anzünden einer Kerze war der Wunsch verbunden, Gott möge sich des Bittstellers erbarmen und durch die Fürbitte der heiligen Apollonia, der Patronin gegen Zahnschmerzen, Heilung bewirken.

Kaum ein Gebrechen spielte damals eine grössere Rolle als die weibliche Unfruchtbarkeit. Da sich unfruchtbare Frauen bestraft wähten, huldigten sie dem Phalluskult. Sie pilgerten zu Kapellen (zum Beispiel ins Riedertal) und Kirchen und brachten Blumen und Kränze dar. Für impotente Männer hingegen galt als Heilmittel, durch den Trauring zu pinkeln, wofür keine Pilgerreise nötig war. Das Trinken von Messwasser erleichterte die Geburt, ebenfalls das Streuen von Kräutern vor dem Haus der Gebärenden. Je nach gewünschtem Geschlecht des Kindes verwendete man unterschiedliche Kräuter.

Bis ins 20. Jahrhundert, teilweise noch länger

Der vielfältige medizinische Aberglaube hat sich bis ins 20. Jahrhundert gehalten, obwohl sich die wissenschaftliche Medizin ab dem 17. Jahrhundert entwickelte. So aufgeklärt wir uns heute auch vorkommen, spuken bei Krankheiten immer noch da und dort abergläubische Gedanken durch die Köpfe, sind solche Seltsamkeiten noch nicht völlig ausgestorben. Was weiss man denn darüber, was alles im Versteckten geschieht! Doch wie dem auch sei: Bei irgendwelchen Beschwerden ist doch lieber der Hausarzt aufzusuchen, als sich dem Aberglauben oder der schwarzen Magie zu ergeben!